

NEY SCEATCHER



KREONA

DIE WELT, IN DER
ICH MICH VERLOR

PART I

*Ohne dich wäre ich niemals bis ans Ende des Meeres.
Ohne dich hätte ich niemals gekämpft.*



VORWORT

Jeden Tag werden Geschichten erzählt. Jeden Tag entstehen neue Welten, neue Handlungen. Manche davon werden niedergeschrieben, andere im Herzen behalten, sodass sie nie in Vergessenheit geraten. Jede Geschichte ist es wert, erzählt zu werden, und ich hoffe, dass du diese in Erinnerung behältst. Nicht alles ist, wie es im ersten Moment scheint. Das solltest du bei diesem Buch nie vergessen. Nicht jedes Lächeln bedeutet Freundlichkeit, ein Theaterstück ist vielleicht näher an der Realität, als man glaubt, und am Ende sollte man aufpassen, dass man sich nicht in völlig fremden Welten verliert.

Jede Geschichte ist es wert, erzählt zu werden. Auch deine.

Ich wünsche dir eine tolle Reise und gib acht auf dein Herz!

INHALT

Vorwort

Prolog

Taian, die Stadt aus Wasser

Die rote Diebin

Das Schiff ohne Namen

Schwarze Augen, dunkles Herz

Pakt mit dem Feind

DIE ERSTE STADT

Silberne Augen in der Dunkelheit

Handel mit Herz

Das nächtliche Gespräch

DIE ZWEITE STADT

Vom Klabautermann und andere Geschichten

Das Buch der Namen

Augen so dunkel wie die Nacht

Drei Türme und eine Schar Vögel

Veilchen für Viola

Geklaute Geheimnisse

Der Blick auf die Wahrheit

DIE DRITTE STADT

Die nächste Stadt auf der Karte

Das schwarze Wasser und das Spiel

Das Mädchen, das in den Himmel blickte

Die Rolle des Betrunkenen

Als alle ihre Maske fallen ließen

Die Suche geht weiter

DIE VIERTE STADT

Von Menschen, die ihre Gesichter verbargen

Eine nächtliche Mission

Die Frau mit dem zotteligen Haar

Die Maske für einen Tag

Alles hat seinen Preis

Zwischen Mäusen und Monden

Flucht aus der Stadt der Masken

DIE FÜNFTE STADT

Zu blind, um die Wahrheit zu erkennen

Eine Stadt aus Asche und Staub

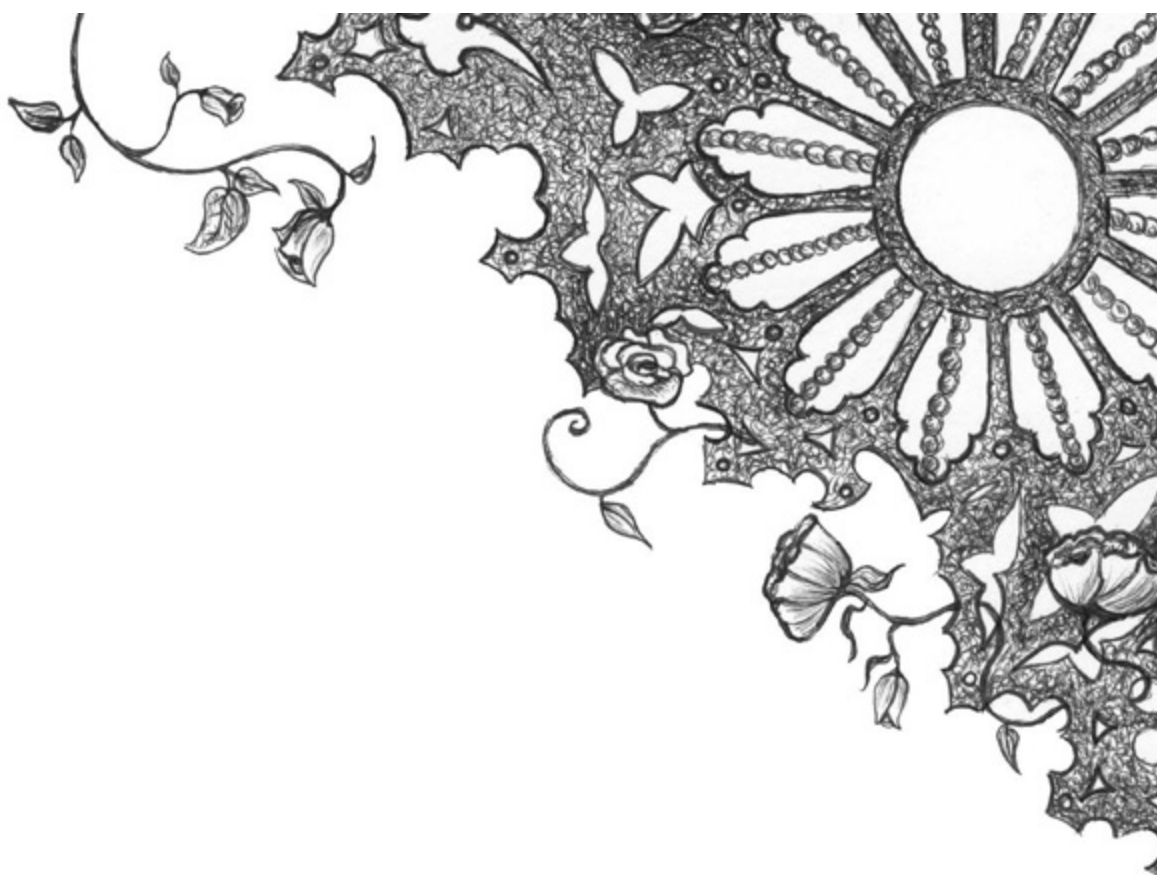
Die Zeit steht still

Epilog

Die Städte von Kreona

Danksagung

Die Autorin



PROLOG

Eine Stadt aus Glas

Eine Stadt aus Gold und Silber

Eine Stadt der Toten

Eine Stadt im Wasser

Eine Stadt der Masken

Eine Stadt aus Bäumen ...

Das Rauschen des Wassers drang an ihre Ohren. Ganz sanft, fast wie eine Melodie. Sie saß auf dem Boden, ließ die Beine über die Mauer baumeln und beobachtete, wie die Wellen dagegenschlugen. Wie unberechenbar und wild sie doch waren.

Vorsichtig hob die junge Frau eine Hand über ihre Augen, damit sie nicht von der Mittagssonne geblendet wurde. Von hier sah man nicht viel, nur endlose Weite und Wasser. Doch jenseits dieser blauen Wellen existierte mehr als nur karges Land. Jede Stadt auf dieser Welt besaß ihre eigenen Besonderheiten. Es gab eine aus Gold und Silber und eine, die man unter Wasser fand. Einen Ort, an dem alles grün war, exotische Pflanzen wuchsen und die Bewohner in Baumhäusern wohnten. Es sollte sogar einen Ort geben, in welchem die Verstorbenen lebten.

Die Gesetze für jene Städte erließ die Regierung. Sie stand über allem. Über den Herrschern, den Adligen, den Königinnen und Königen. Doch niemand hatte sie bisher gesehen.

Zumindest stand das in ihrem Buch, das aufgeschlagen auf ihren Knien lag. Sie sah hinüber zu den großen Schiffen, die im Hafen lagen und sich im Takt der Wellen bewegten. Manchmal stellte sie sich vor, wie sie sich einfach im Frachtraum eines solchen versteckte. Wie gerne hätte sie

die Welt bereist, hätte Menschen aus anderen Städten getroffen.

»Kassie?«

Überrascht sah die Frau auf. »Dan?«

Der alte Seebär setzte sich neben sie, schloss die Augen und zog sich den Hut vom Kopf. Die Seeluft fuhr durch seine wirren Haare, zauberte ihm ein Lächeln aufs Gesicht. »Was liest du?«, fragte er mit geschlossenen Augen.

Behutsam fuhr sie über den roten Einband. »Ein Buch über unsere Welt.«

»Aye.« Er lachte. »Steht da auch etwas über die heldenhaften Freiheitskämpfer?«

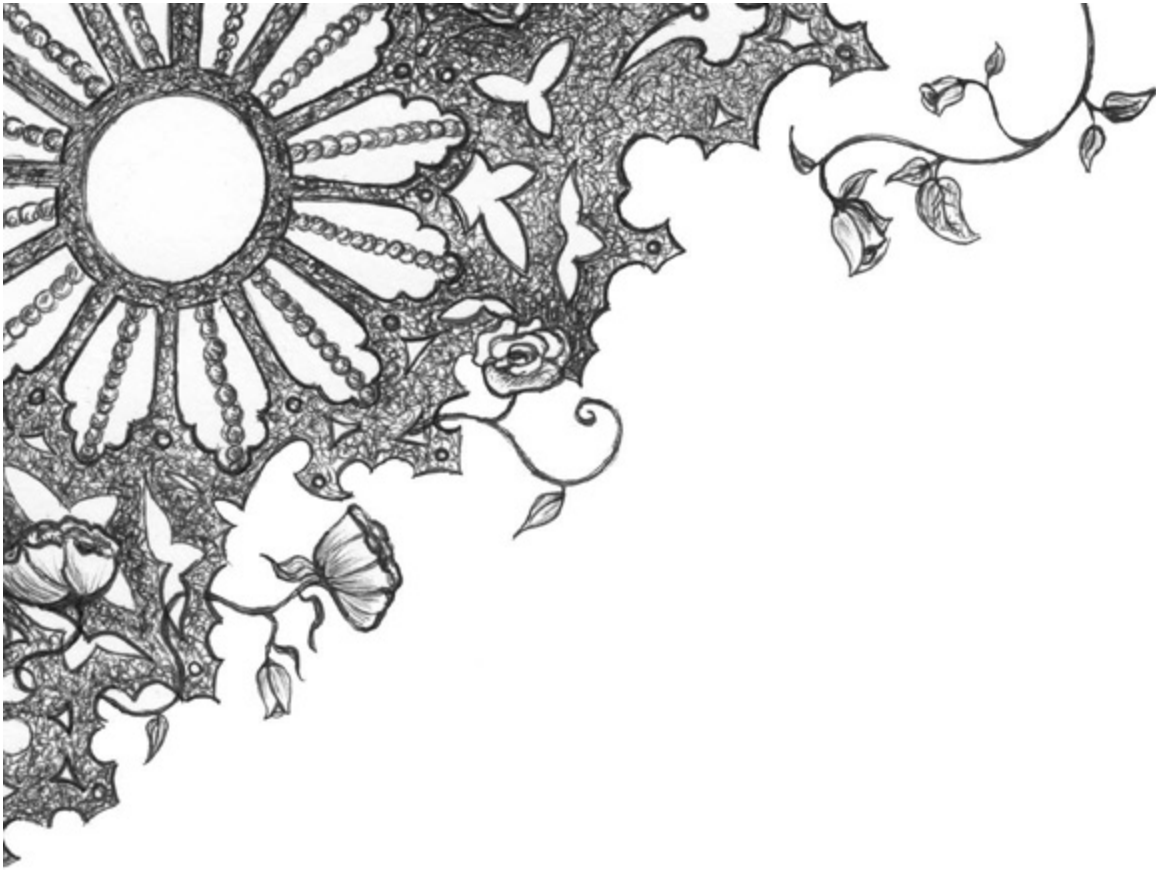
»Nein«, sagte sie leise. »Kein einziges Wort.«

Jeder, der auffiel, war der Regierung ein Dorn im Auge. Solche Menschen nannten sie Freiheitskämpfer. Im Grunde ein nettes Wort, wenn man den Spott und Hohn ignorierte, mit welchem über die Aufsässigen gesprochen wurde. Sie waren es, die Aufstände anzettelten, für eine gerechtere Welt kämpften und sich gegen die vielen Ungerechtigkeiten wehrten. Seit Langem gab es anhaltende Unruhen. Jeder Herrscher wollte, dass seine Stadt die mächtigste war.

»Das war klar«, brummte er. »Die Menschen sprechen nicht gerne über Dinge, die ihnen schaden können. Aber ich bin mir sicher, irgendwann wird sich die Welt verändern. Irgendwann wird die Regierung einknicken und die Menschheit akzeptieren, dass die Freiheitskämpfer nicht schlecht sind.«

»Und wann denkst du, wird das passieren?«

Er lächelte, öffnete die Augen und setzte den Hut wieder auf. »Bald, Kassie. Sehr bald wird sich etwas ändern, da bin ich mir sicher.«



KAPITEL 1

TAIAN, DIE STADT AUS WASSER

Taian war nicht wirklich eine Stadt aus Wasser. Vielmehr lag sie am Meer und die Menschen dort lebten vom Handel und dem Fischfang. Kein anderer Ort im näheren Umkreis besaß so viele Schiffe und Handelsrouten wie wir.

Am Tag arbeiteten die Leute hart, verdienten ihr Geld als Tagelöhner und schlugen sich durch das unbarmherzige Leben. In der Nacht trafen sie sich in den Schenken, tranken ein Bier auf die getane Arbeit und sprachen über ihre Sorgen und Ängste. Es war ein einfaches Leben, ein stilles,

wenn man darüber nachdachte. Kaum jemand hatte je die Welt hinter dem Meer zu Gesicht bekommen. Niemand besaß genügend Geld, um sich eine Schifffahrt zu leisten. Wir wollten auch gar nicht weg. Wie sollten wir in einer anderen Welt, fernab vom Wasser, überleben?

Ich lief durch die engen Gassen und presste die Tasche mit meinen wenigen Habseligkeiten fest an mich.

Heute war Markttag und mit dem Kreischen der Möwen mischten sich die aufgebrachten Stimmen der Händler. Wenn man Geld verdienen wollte, dann hier. Der Markt versammelte alles, was die Gesellschaft zu bieten hatte. Damen mit teuren Gewändern, Bettler mit verdreckten Gesichtern, Musiker mit ihren Instrumenten und eben Leute von meinem Stand.

Die Stadt aus Wasser wurde von einem König regiert, den man höchstens bei großen Feiern zu Gesicht bekam.

Je näher ich den Anlegeplätzen kam, desto lauter wurde das Stimmengewirr um mich herum. Heute war ein außerordentlich warmer Tag. Die Sonne stand hoch am Himmel, kaum eine Wolke war zu sehen. Die Pflastersteine saugten jede Feuchtigkeit auf. Viele Händler bauten aus diesem Grund ihre Stände im Schatten der Hausmauern auf.

Dankbar schloss ich für einen Moment die Augen, als die kühle Seeluft über meine roten Haare strich.

Unauffällig nahm ich meine linke Hand von der Tasche und richtete meinen Blick auf die dichte Menschenmenge vor mir. Niemand schenkte mir Beachtung, während ich mich zügig durch die Leute schob. Meine Linke tauchte dabei immer wieder kurz in irgendwelchen Taschen ab und dann erneut auf. Vorwiegend griff ich nach kleinen Dingen. Dingen, die nicht auffielen. Manchmal spürte ich Ringe oder Münzen, oft waren es aber nur belanglose Gegenstände.

Da ich nur eine kleine Runde drehte, erreichte ich bald den Steg, welcher ins Wasser führte. Neben mir lagen die großen Handelsschiffe und wiegten sich sanft im Takt der Wellen hin und her. Meine Beute steckte ich in die Tasche.

Zusammenrechnen konnte ich später. Solange die Mittagshitze den Leuten den Kopf vernebelte, musste ich jede sich bietende Gelegenheit nutzen.

Ich tat, als sähe ich jemanden am anderen Ende des Marktes und lief eilig hinüber. Dieses Spiel wiederholte ich einige Male, immer von verschiedenen Seiten, damit es nicht auffiel. Irgendwann war ich müde, die Hitze saugte mir all meine Kraft aus. Der Wind war inzwischen nur noch ein leises Lüftchen und bot mir kaum Kühlung.

Erschöpft setzte ich mich auf eine Steintreppe, direkt neben den Eingang eines Hauses, schlug die Kapuze nach hinten und fuhr mir über die Stirn. Mal sehen ...

Ein Blick in meine Tasche mit dem Diebesgut zeigte mir, dass die Ausbeute bislang kläglich war. Mehr als einen wertlosen Ring, ein paar Münzen, eine Murmel und einen Stein hatte ich nicht erbeutet. Seufzend lehnte ich mich zurück.

Ich wollte gerade wieder aufstehen, als auf einmal jemand meinen Arm packte und mich etwas unsanft zur Seite stieß. Überrascht sah ich auf.

»Verzeihung«, sprach mich ein Mädchen in meinem Alter an. Ihre Haare waren kurz, beinahe knabenhaft geschnitten und in ihren Augen spiegelte sich völlige Gelassenheit. Irgendetwas an ihr war anders, merkwürdig.

Sie nickte, ehe sie ihren Weg fortsetzte. Ich holte tief Luft und blickte ihr einen Augenblick lang nach. Wahrscheinlich war sie ebenfalls auf der Suche nach ein paar Kostbarkeiten.

So schnell wie das Mädchen aufgetaucht war, so schnell war es wieder aus meinen Gedanken verschwunden. Ich hatte Besseres zu tun. Immerhin lag ein langer Tag vor mir.



Es war dunkel und die Straßen leer. Ein paar vereinzelte Fackeln beleuchteten den Weg. Nur das Rauschen des Wassers durchbrach die nächtliche Stille. Während ich

zielstrebig meinen Weg fortsetzte, zog ich mir die Kapuze tiefer ins Gesicht. Das Gasthaus zum ›Blauen Pfeil‹ befand sich gleich neben der kleinen Kapelle am Marktplatz. Es war das einzige Haus, in welchem Licht brannte und Geräusche erklangen. Die Tür stand offen, Musik drang aus dem Inneren. Es wurde getrunken, gelacht und vereinzelt gestritten.

Ich mochte diese Abende. Abende, an denen die Leute für einen Moment ihren Kummer vergaßen.

»Milde Gaben. Hätte die Dame wohl ein paar milde Gaben?«, krächzte eine Stimme unmittelbar in meiner Nähe.

Damit ich besser sah, zog ich meine Kapuze ein wenig zurück und hob kurz die Hand. »Stan, irgendwann holst du dir eine Erkältung«, rief ich dem alten Mann zu.

Stan saß auf den Stufen des Gasthauses, in der Linken eine Flasche Wein, in der Rechten eine ausgeleierte Mütze. Er lächelte und entblößte dabei eine Reihe faulender Zähne. »Die rote Diebin, sieh an, sieh an.« Er verneigte sich spöttisch und wandte dann seinen Kopf wieder in eine andere Richtung. Er war einer dieser Menschen, die man hier öfter antraf. Stan war ein Bettler. Seit ich mich erinnern konnte, lebte er auf diesen verstaubten Straßen, und wie durch ein Wunder hatte er, trotz seines losen Mundwerkes, immer genügend zu essen und zu trinken.

Ich betrat das Haus und sogleich schlug mir eine bedrückende Hitze entgegen. Außerdem stieg mir sofort der markante Geruch von Alkohol in die Nase. Seufzend schlüpfte ich aus dem Mantel, suchte mir einen der hintersten Plätze im Gasthaus und wartete.

Wenn man als Diebin aufwuchs, lernte man sein Handwerk vor allem in diesen Wirtshäusern.

Wie oft hatte ich hier gesessen, die Menschen beobachtet und versucht, ihre Gedanken zu lesen. Das war das Faszinierende an Lebewesen. Sobald sie tranken oder sich unbeobachtet fühlten, benahmen sie sich anders. Sie

verhielten sich so, wie sie wirklich waren, legten all ihre Hemmungen ab.

Während ich mich zurücklehnte und meinen Blick durch die Menge streifen ließ, dachte ich darüber nach. Auf der Tanzfläche begegnete man den Menschen, die entweder zu viel getrunken hatten oder Aufmerksamkeit wollten. Diese Leute ließen sich mit Worten manipulieren. Es war ein Einfaches, sie mit Schmeicheleien abzulenken, und ohne dass sie es merkten, fehlten ihnen bald ein paar Münzen.

Weiter hinten in den Ecken traf man die Spieler. Manche von ihnen hatten bereits ihren ganzen Besitz samt Familie verspielt und saßen dennoch jeden Abend hier und stritten um den Gewinn. Auch sie waren unvorsichtig, dachten nicht nach.

Dann hätten wir noch die Stillen. Jene hockten meistens beim Wirt, bestellten Alkohol und wollten ihre Ruhe. Sie waren nicht wegen Gesellschaft anwesend, sie wollten bloß nachdenken. Diese Menschen waren gefährlich. Sie waren still, wirkten kleinlich und doch unberechenbar. Was verbargen sie hinter ihren Masken?

Eine düstere Gestalt ließ sich neben mir auf den Stuhl fallen. Langsam tauchte ich aus meiner Gedankenwelt auf.

»Wen hast du heute im Visier?«

Ich sah weiterhin suchend durch die Leute. »Der alte Ewans spielt mal wieder um sein letztes Hemd. Neben ihm sitzt ein Neuer, der sieht nach leichter Beute aus. Vielleicht nehme ich aber auch den Jüngling dort auf dem Tanzparkett.« Mit einer knappen Bewegung deutete ich auf einen Kerl, der längere braune Locken hatte. Er tanzte ausgelassen in der Mitte des Raumes, seine Wangen gerötet vom Alkohol.

»Aye, Aye.«

Nun wandte ich endlich meinen Blick in seine Richtung. Der Mann neben mir hatte einen dichten Bart, eine Narbe zog sich quer über seine linke Gesichtshälfte und seine Nase erweckte den Eindruck, als wäre sie einige Male gebrochen

gewesen. Auf den wenigen Haaren hatte er einen Hut platziert. Dan, der alte Seebär, war einer meiner besten Kunden. Er bezahlte gut für die Ware, die ich brachte. Er half mir vor einigen Jahren dabei, zu überleben. Damals, als ich noch kleiner war, hatte er mir ein Stück Brot für wertlose Knöpfe geboten. In jener Zeit war ich zu dumm, um zu wissen, dass sie nicht einmal einen Krug salziges Seewasser wert gewesen waren. Ich wusste nicht, warum er mir geholfen hatte. Vielleicht war es Mitleid, vielleicht erkannte er aber auch meinen Kampfgeist. Ich wollte leben und das um jeden Preis.

»Und deine Ausbeute?« Er beugte sich näher zu mir.

»Ein Ring, Münzen, Murmeln und ein wunderschöner Stein.« Seufzend schenkte ich ihm einen misstrauischen Blick.

»So was brauche ich nicht.« Er spuckte aus und schüttelte den Kopf.

»Früher habe ich dafür einen Laib Brot erhalten.«

Heute quittierte er es nur mit einem schallenden Lachen. »Inzwischen bist du zu einer jungen Frau herangewachsen und kannst selbst auf dich achten.« Er lächelte, nahm einen kräftigen Schluck aus seinem Becher und klopfte mit den Fingern im Takt der Musik auf die Tischplatte.

Schweigend beobachtete ich die Menschen um mich herum. Es war ruhig, zu ruhig. Seit Tagen hatte es keine Aufstände gegeben, keine Leute waren verschwunden. Dabei lagen die Städte schon lange im ständigen Streit. Es verging keine Woche ohne spürbare Auswirkungen.

»Ruhig, nicht wahr?«, hakte Dan nach.

Manchmal schien es, als kannte der alte Seebär meine Gedanken. Ich nickte leicht. Man sollte das Unglück nicht heraufbeschwören. Darum war es besser, wenn über seltsame Dinge nicht gesprochen wurde.

»Anscheinend suchen sie etwas.« Seine Stimme wurde leiser.

Jetzt weckte er mein Interesse. »Suchen?«

»Es gibt eine Legende von einem Buch, in dem die Zukunft steht. Sie wollen es finden«, flüsterte er weiter.

Bildete ich mir das ein oder erstarb die Musik um uns herum langsam?

»Ein Buch?« Überrascht hob ich eine Augenbraue.

»Ja. Es liegt irgendwo versteckt. Nur weiß niemand wo. Derjenige, der dieses Buch besitzt, wäre wohl mächtiger als die Regierung.«

Die Hitze und der Alkohol schienen ihm zu Kopf gestiegen zu sein. »Das wäre Magie. Zauberei gibt es nicht.« Eilig sah ich mich um. Niemand beobachtete uns.

»Nicht hier, meine Liebe. Jedoch in anderen Städten.« Er lächelte, nahm erneut einen Schluck.

»Die anderen Städte kenne ich nicht.«

»Wer tut das schon?« Dan verzog das Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen.

Wo diese Städte lagen, wusste niemand genau. Es gab die Stadt aus Eis, sagte man, in welcher der Winter ständiger Gast war. Eine Stadt aus Stein mit Palästen und Burgen. Die Stadt der Wünsche, ein Ort, an dem angeblich alles wahr wurde, was man sich vorstellte. Neben diesen Städten gab es unzählige mehr. Nur waren das bestenfalls vage Legenden und niemand konnte ihre Echtheit bestätigen.

»Ich habe gehört, auch unser König ist auf der Suche nach diesem Buch«, fuhr Dan fort. In seinen Augen blitzte Neugierde.

Ich wusste, was er dachte: *Was es wohl wert ist?*

»Es ist eine Legende, nichts weiter.«

»Und selbst die heldenhaftesten Legenden enthalten einen Funken Wahrheit.«

Ich schüttelte den Kopf und sah zu, wie der alte Seebär den Rest seines Weines austrank. Ein kleines Rinnsal des Getränkes lief dabei aus und rann seinen Mundwinkel hinab.

»Was wäre, wenn jemand dieses Buch findet, was dann?«

Dan sah überrascht zu mir und wischte sich mit der Hand eilig die Weintropfen weg.

Selbst ich war erstaunt über meine Frage. Ich interessierte mich gewöhnlich nicht für Legenden oder irgendwelche Märchenstunden. Dan wusste das, darum zog er mich immer damit auf.

»Wenn jemand dieses Buch fände ...« Der alte Seebär blickte hoch an die Decke. »Nehmen wir einmal an, unser geliebter König fände es. Er läse es und sähe, was die anderen Könige oder Königinnen planen. Er wüsste über ihr Handeln Bescheid und die Herrscher könnten nichts mehr gegen ihn unternehmen. Er wäre ihnen immer einen Spielzug voraus. Taian wäre die mächtigste Stadt.« Dan schnaubte.

»Das ist gut, oder nicht? Niemand würde uns mehr angreifen.« Ich verstand nicht viel von Politik und hielt mich sonst lieber aus diesen Dingen heraus.

»Du vergisst dabei etwas. Was passiert, wenn jemand einmal Macht gekostet hat?«, fragte Dan und sah mich dabei ernst an.

Am Tisch neben uns schlug gerade ein Gast verärgert die Faust auf die Platte. Spielkarten flogen durch die Gegend und der Wirt versuchte, die Spieler zu beruhigen, indem er ihnen Freigetränke anbot. Die aufgebrachten Stimmen wurden leiser, ehe die Musik sie völlig verschluckte.

»Wenn jemand Macht kostet, dann will er immer mehr«, beantwortete ich seine Frage.

»Gut.« Dan zwinkerte mir zu. »Nehmen wir also an, dass unser König dieses Buch in den Händen hält. Er wäre anfangs vielleicht zufrieden, aber irgendwann würde er seine Macht ausnützen. Er würde andere bestechen, erpressen und hintergehen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Und die Regierung? Immerhin wacht sie über uns, über unsere Städte. Sie wird wohl eingreifen.« »Pah!« Dan klammerte sich an seinen leeren Krug und runzelte die Stirn. »Diese Menschen würden nicht eingreifen. Sie handeln nicht zum Wohl der Bevölkerung. Die Regierung hat erst kürzlich erneut Menschen in ein

unbekanntes Verlies schleppen lassen. Wir leben nach den Regeln des Königs, nach den Regeln, die sie aufstellen. Wenn wir es nicht tun, verschwinden wir von der Bildfläche.« Ein bitterer Schmerz lag in seiner Stimme, der sich tief in mein Herz bohrte. Wir alle hatten Menschen verloren und der Tod war unser ständiger Begleiter. Einen geliebten Menschen zu verlieren, war grausam. Grausamer war es jedoch, wenn der geliebte Mensch verschleppt wurde. Diese Leute tauchten nie wieder auf. Ihr Schicksal war ungewiss.

»Niemand hat je einen von ihnen zu Gesicht bekommen. Was, wenn die Regierung ebenfalls eine Legende ist?« Meine Stimme war nicht mehr als ein Flüstern.

»Die Regierung existiert. Wer sonst sendet ihre Wachen in den auffälligen blauen Mänteln aus? Das sind ihre Diener, ihre Untertanen. Sie überbringen den Herrschern Botschaften oder nehmen sich jene, die aus der Reihe tanzen.«

»Schön und gut, aber wer steckt hinter der Regierung und wo verbirgt sie sich?«

Dan schwieg. Er stand ächzend auf, stützte sich mit einer Hand am Holztisch ab und lief zum Wirt, um sich einen weiteren Wein zu bestellen. Es würde nicht der letzte des Abends sein, so viel stand fest. Dies war eines der längsten Gespräche, die wir jemals geführt hatten. Normalerweise kaufte er mir einfach meine Ware ab und verschwand zum nächsten Kunden. Heute war es anders, heute wollte er Gesellschaft.

Ich wusste nicht viel über Dan. Er hatte seine Jugend auf einem Schiff verbracht und etliche Stürme überstanden. Doch irgendwann wurde er zu alt dafür. Der König hatte ihm einen satten Geldbetrag geschickt und damit war Dan's Leben auf hoher See vorbei. Zurück in der Stadt lernte er eine Frau kennen, heiratete und führte ein glückliches Leben, bis zu jenem Tag, an dem seine Frau es wagte, einen Aufstand gegen den König anzuzetteln. Damals traf uns

wieder einmal eine gnadenlose Steuererhöhung und das, obwohl der König rauschende Feste feierte. Eine Gruppe von Frauen und Männern stellte sich gegen ihn, bat die Bewohner um Hilfe und drang bis zum Palast vor, nur um ihre Meinung kundzutun.

Am selben Tag kamen die Männer in den blauen Umhängen und nahmen sämtliche Beteiligten mit. Sie wurden als Freiheitskämpfer beschimpft. Als Ahnungslose oder gar Verrückte, die ihren König nicht genug respektierten.

»Ich weiß nicht, wer sie sind oder wo sie sich aufhalten. Vermutlich hocken sie im Zentrum der Welt und suhlen sich in unserem Unglück.«

Ich hatte gar nicht bemerkt, dass Dan wieder neben mir saß.

»Dinge ändern sich, mein Freund.« Ich klopfte ihm aufmunternd auf die Schulter.

»Aber zurück zum Buch ...« Er rückte näher zu mir. »Was hältst du davon, einen Haufen Kohle zu verdienen?«

Ich musste grinsen, als ich das Funkeln in seinen Augen sah. Wenn es um Geld ging, war er Feuer und Flamme. »Was muss ich dafür tun?«, fragte ich neugierig.

»Bisher haben sich einige Leute gemeldet, die an dem magischen Buch interessiert sind. Stell dir vor, wir hätten es, dann wären wir reich!«

Ungläubig schüttelte ich den Kopf. »Du willst es also finden, obwohl niemand weiß, wo es versteckt ist?«

Er nickte. »Richtig, ich will dieses Buch finden. Für eine Meisterdiebin wie dich sollte das kein Problem darstellen. Und wenn du mir nicht glaubst, dann frag Kassie, die kennt sich mit der Geschichte aus.« Zufrieden trank er seinen Wein, während ich versuchte, meine Gedanken zu ordnen.

»Von wie viel Geld reden wir?«, fragte ich nach einer Weile.

»Von so viel, dass selbst der König neidisch wäre.« Dan grinste und zeigte mir dabei seine schiefen Zähne.

Ich schnaubte. »Das klingt verlockend, aber wie stellst du dir das vor?«

»Du musst die Hinweise finden. Ich habe mich die letzten Wochen über dieses Buch informiert und einiges herausgefunden. Es gibt etliche Leute, die sich auf die Suche danach machen. Sie werden dir helfen.«

Ich griff nach dem Weinglas und stellte es weit weg von Dan. »Ich fürchte, dein Verstand ist nicht ganz klar«, erklärte ich, als sein Blick sich verdunkelte. »Warum sollten uns andere unterstützen? Wenn das Buch einen so hohen Wert hat, wird jeder auf sich selbst schauen.«

Mit einer raschen Bewegung schnappte er sich sein Glas. »Ich bezweifle, dass irgendwer ganz allein das Buch findet. Dazu werden viele Leute benötigt und ein guter Plan. Außerdem muss man in die verschiedenen Städte gelangen und das geht nur mit einem Schiff.«

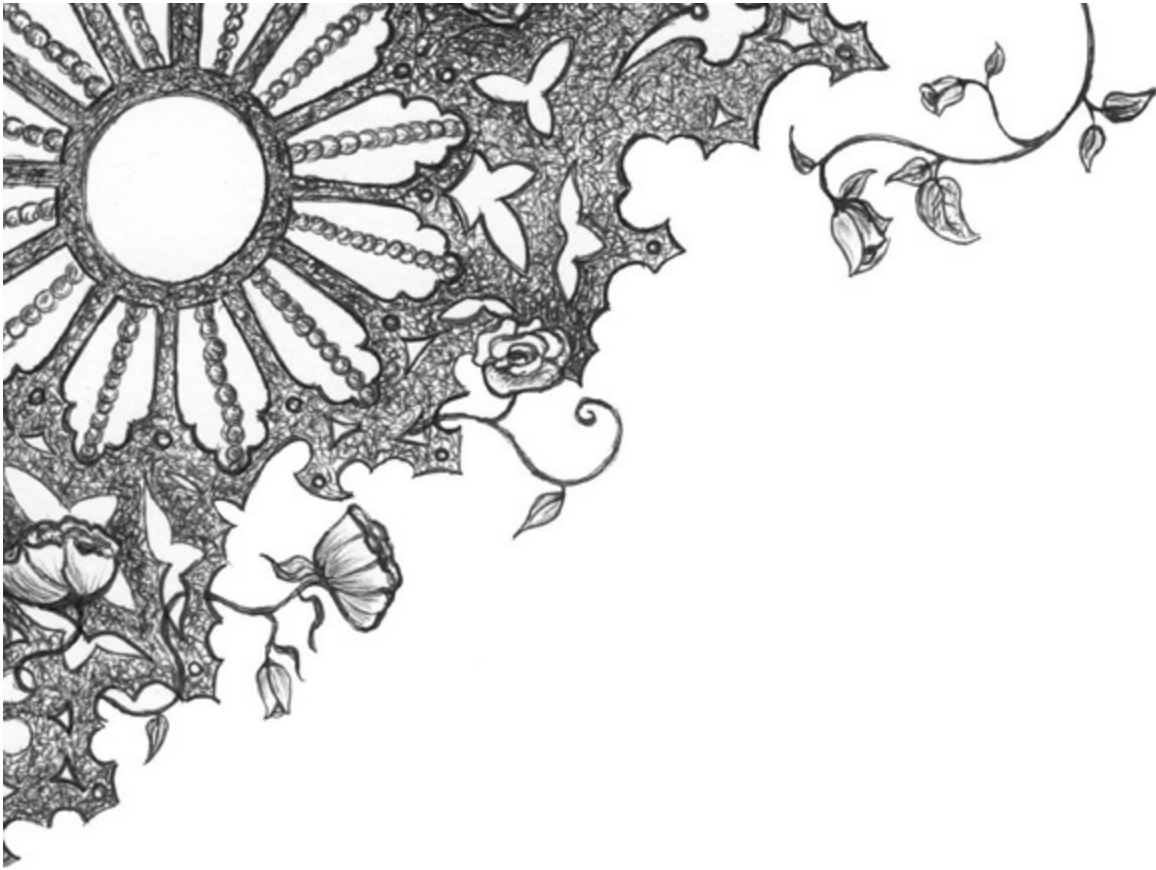
Ich nickte. Er schien sich wirklich Gedanken darüber gemacht zu haben.

»Und was meinst du?« Dan tippte ungeduldig auf den Tisch.

»Es ist bloß eine Legende, nichts weiter«, antwortete ich.

Er erwiderte nichts, während sich sein Blick starr geradeaus richtete, und verlor sich in den Klängen der Musik. Es war ein tiefsinniges Lied über das Leben, den Tod und das Glück. Über einen Krieger, der seine tote Frau im Jenseits suchte. Ich schloss meine Augen und lauschte der Melodie.

Die Dinge änderten sich, jeden Tag ein bisschen. Vielleicht machte es mir darum nichts aus, eine Diebin zu sein. Ich tanzte aus der Reihe, überschritt den schmalen Grat zwischen Alltag und Gefahr. Ich fühlte mich wie dieser Krieger im Jenseits, ich spielte mit dem Feuer. Nur wusste ich an diesem Abend noch nicht, dass ich mich gewaltig daran verbrennen würde.



KAPITEL 2

DIE ROTE DIEBIN

Es war spät, als ich dem Gasthaus den Rücken kehrte. Stille umgab mich und wurde nur von einem kräftigen Wind durchbrochen, der mir durchs Haar blies. Meine Stiefel verursachten einen ziemlichen Lärm und ich verfluchte mich innerlich, dass ich mir nicht längst ein neues Paar gekauft hatte. Lag wohl daran, dass ich sie mochte. Sie reichten mir bis zu den Knien, hielten warm und man konnte gut etwas darin verstecken. Dazu kam, dass ich bessere

Verwendungszwecke für das wenige Geld wusste, das ich besaß.

Mein Weg führte mich am Marktplatz und an den großen Handelsschiffen vorbei. Es war fast beängstigend, wie schnell sich die Dinge änderten. Am hellen Nachmittag herrschte hier lebhaftes Treiben. Nun konnte man diesen Ort beinahe mit einem Friedhof verwechseln.

Erneut erfasste mich ein kleiner Windstoß. Er zerrte an meinen Haaren, ließ nicht locker, ehe er urplötzlich verschwand.

Was hatte das zu bedeuten?

Fragend starrte ich zu den Sternen, sodass ich nicht mitbekam, wie jemand hinter mir auftauchte.

»Sayen Dust!«

Ich schwieg, drehte mich langsam um. Sayen Dust war mein Name. Nur wussten das die wenigsten. Sie kannten mich als Sayen mit dem roten Haar. Der Name Dust hatte sich im Laufe der Zeit ergeben. Er bedeutete Staub, denn dieser hatte mich mein Leben lang begleitet. Der Staub der Vergangenheit und jener, der sich in Zukunft noch über mein Leben legen würde.

»Sie werden gesucht.«

Ich hatte mich inzwischen ganz umgedreht. Vor mir befand sich eine Person, verhüllt durch dunkle Kleider.

Der Stimme nach war es ein Mann, etwas älter als ich. Eine Kapuze verdeckte sein Gesicht und Handschuhe seine Hände. Im Grunde war ich mir nicht einmal sicher, ob vor mir überhaupt ein Mensch stand.

Eine leichte Gänsehaut kroch meine Arme hinauf, dennoch realisierte ich etwas erleichtert, dass sein Umhang nicht blau war. Er war nicht von der Regierung, er kam nicht, um mich zu verschleppen.

»Dürfte ich auch einen Namen erfahren?«, fragte ich und verschränkte die Arme vor der Brust. Ich konnte ihn nicht lesen, sah keine Regung, nichts, was mir einen Hinweis

darauf gab, wer er war. Das Verhalten der Menschen zu verstehen war einfach, nur brauchte man dazu ein Gesicht.

»Sie werden vom König gesucht. Entweder fügen Sie sich freiwillig und kommen mit uns oder wir wenden Gewalt an.«

Wir? Soweit ich sah, war dieser Herr allein unterwegs.

»Vom König?« Jetzt wurde ich misstrauisch. Der König kannte mich nicht, warum sollte er mich suchen?

»Sie werden bezichtigt, Diebstähle zu begehen. Wir haben Sie beobachtet.«

Ich erstarrte. Das Blut schien in meinen Adern zu gefrieren und auf einmal wurde mir kalt. Mein Mund war trocken, meine Gedanken leer, während mein Puls raste.

»Knien Sie sich nieder, Hände nach oben, Waffen und weitere gefährliche Gegenstände auf den Boden.« Der Herr sprach in solch einem monotonen Ton, als sagte er diese Worte täglich mehrfach auf.

»Ich habe nichts getan«, stammelte ich unbeholfen und machte einen Schritt zurück. Auf einmal kam mir das Mädchen von heute Morgen in den Sinn. Hatte sie für den König gearbeitet und mich beobachtet?

»Auf den Boden, Hände nach ...«

Weiter kam er nicht, denn ich hatte bereits meinen restlichen Überlebenswillen zusammengenommen und war losgerannt. Ich ignorierte das Brennen in meinen Lungen und sprang, als wäre der leibhaftige Teufel hinter mir her. Im Geiste sah ich schon, wie sie mich für etliche Diebstähle anklagten. Wie sie mich in ein dunkles Verlies sperrten und dort verrotten ließen.

Natürlich folgte mir der Fremde. Inzwischen wurden die Laute seiner Schuhsohlen auf den Pflastersteinen immer lauter. Er rannte, genau wie ich.

Nur hatte ich einen Plan. Ich zwängte mich durch enge Gassen, zog mich an einem niedrigen Dach hoch, kletterte auf eine Mauer und hastete weiter. Ich sprang von der Mauer wieder auf den Boden, folgte einem schmalen Weg und hechtete blitzschnell um die Ecke. Jedes Mal hatte ich

das Gefühl, ich war ihn los, und doch tauchte er bald erneut hinter mir auf.

In meinen Schuhen steckte Plan B. Es war ein Messer, ein kleines mit einem Holzgriff. Ein Geschenk von Dan, als ich ihm das erste Mal etwas Nützliches verkauft hatte.

In meinem Herzen schlug der Wille zu kämpfen. Ich würde alles geben, so leicht gab ich mich nicht geschlagen.

Mein Weg führte vorbei an alten Häusern und verlassenen Marktständen. Ich wählte den Pfad zurück zum großen Hafen. Bald kamen die ersten Schiffsmasten in Sicht. Es würde nicht mehr lange dauern, dann hatte er mich eingeholt. Ich rannte weiter. Das dunkle Wasser des Meeres lag nun direkt vor mir. Hier endete die Stadt.

Ich griff an meinen Stiefelschaft und wollte meine letzte Hoffnung zu Tage fördern, da stand auf einmal jemand vor mir.

Wieder einer mit Umhang. Ich blieb stehen, änderte die Richtung und dachte daran, gleich wieder loszusprinten, da stellte sich ein weiterer von ihnen direkt vor meine Nase.

»Sayen Dust, hiermit werden Sie auf Befehl des Königs verhaftet.«

Mein Herz klopfte und die Panik in meiner Magengegend kämpfte sich Stück für Stück an die Oberfläche.

»Ich habe nichts getan«, rief ich. Jedoch schien das die Wachleute herzlich wenig zu interessieren. Sie kamen näher, drängten mich zurück. Hinter meinem Rücken lag das Wasser. Das Rauschen des Meeres drang an meine Ohren. Ich wartete ihre Reaktion gar nicht erst ab, sondern drehte mich um und sprang.

Für einen kurzen Moment hörte ich aufgebrachte Schreie, doch dann erstarben die Stimmen. Das Wasser schlug über mir zusammen. Ich sank in die Tiefe, umgeben von der völligen Stille. Das Wasser war kalt. Es bohrte sich wie Tausende kleine Nadeln in meine Haut. Ich tauchte tiefer, tastete mich an die Stadtmauer heran. Meine Hände wanderten den unebenen Stein entlang, spitze Kanten

schrammten über meine Handflächen. Zum Glück lebte ich nahe am Meer. In all den Jahren hatte ich mir das Schwimmen selbst beigebracht.

Ich tastete weiter, vorbei an den rutschigen Algen und den scharfen Kanten, bis ich endlich fand, wonach ich gesucht hatte. Es handelte sich dabei um einen bogenförmigen Durchgang in der Mauer. Dort schwamm ich hindurch und tauchte eilig auf.

Erleichtert hielt ich mich an den Steinen fest und schnappte gierig nach Luft. Wenigstens waren mir meine Verfolger nicht nachgesprungen.

Sobald ich etwas zu Kräften gekommen war, schwamm ich in meinem unterirdischen Versteck weiter. Bestimmt dachten die Wachen, ich würde irgendwann wieder auftauchen. Ein Lächeln wanderte über meine Gesichtszüge. Es hatte eben seine Vorteile, wenn man mitten in der Stadt aufwuchs und nicht in einem prunkvollen Palast. Doch meine Euphorie hielt nicht lange an. Während ich schwamm, ging mir durch den Kopf, was gerade geschehen war. Die Wachleute des Königs hatten mich durch halb Taian gejagt. Irgendwie mussten sie mir auf die Schliche gekommen sein, aber wie? Sie würden bestimmt weiter nach mir suchen.

Ich holte noch einmal tief Luft und tauchte erneut ab. Ich durchquerte einen Durchgang, kam auf der anderen Seite heraus und schwamm an die Oberfläche. Keuchend sah ich mich um. Niemand zu sehen. Ich glitt durch das schwarze Meer, bis ein Steg in Sicht kam. Daran zog ich mich hoch und schlich eilig durch die Nacht. Ich duckte mich, wann immer es ging, und hielt bei jedem kleinen Geräusch inne. Mein Herz klopfte so laut, dass ich befürchtete, jemand könnte es hören.

Bis auf einen Betrunkenen begegnete ich zum Glück niemandem und kam bald darauf an meinem Zielort an. Es handelte sich dabei um ein altes Haus. Die Fensterscheiben waren alle eingeschlagen, der Putz blätterte von den Wänden. Das Dach hatte ein Loch und die Tür hing schief in

den Angeln. Doch man durfte sich nicht vom ersten Eindruck täuschen lassen.

Vorsichtig öffnete ich die Tür und zog sie hinter mir wieder zu. Im Haus selbst war es dunkel, nur das Licht des Mondes schien durch die Fenster.

Ich befand mich in einem kleinen Raum mit einer Treppe, die nach oben führte. Aber diese interessierte mich nicht. Für mich hatte bloß die Kellertür am Ende des Raumes eine Bedeutung.

Ich öffnete sie und stieg zehn Stufen hinab, bis ich vor einer weiteren Tür angelangte. Dort klopfte ich dreimal.

»Passwort«, kam es sogleich von der anderen Seite.

»Bunte Schweine fliegen nicht«, antwortete ich rasch. Keine Sekunde später wurde die Tür geöffnet und ein zierliches Ding mit kurzen blonden Locken stand vor mir. Sie trug ein langes weißes Nachthemd und rieb sich müde die Augen.

»Du tropfst«, bemerkte sie trocken und machte mir Platz, damit ich an ihr vorbeikam.

»Danke, Kassie, wäre mir nicht aufgefallen.« Ich rollte mit den Augen und betrat den Raum. Überall befanden sich Lichter, zu meinen Füßen lag ein alter Teppich. Der Raum war schmal und die Decke sehr niedrig. Auf der rechten Seite hing ein Gemälde, daneben stand eine Kommode mit einer fehlenden Schublade. Neben dem Raum gab es zwei weitere Zimmer, ein Bad und eine Küche. Seit einiger Zeit lebte ich hier unten mit Kassie. Sie hatte wie ich ihre Eltern verloren und verdiente ihr Geld mit der Arbeit in einem Gasthaus. Vom Charakter her könnten wir nicht unterschiedlicher sein. Kassie Lawender musste ständig unter Leuten sein, liebte belebte Orte und spannende Geschichten. Wann immer sie die Gelegenheit hatte, steckte sie die Nase in alte Bücher. Kassie war es auch, die mir das Lesen beigebracht hatte. Sie mochte bunte Farben, den Sonnenaufgang und Schmetterlinge, während ich die Nacht und die Stille als meine engsten Freunde sah. Und dennoch

hatte ich sie in mein Herz geschlossen. Im Gegensatz zu anderen hatte sie auf alles eine Antwort und wusste genau, wann ich meine Ruhe wollte. Dan hatte uns beiden vor einiger Zeit dieses Haus gezeigt. Es stand leer und von außen wirkte es wie eine Bruchbude. Niemand würde vermuten, dass hier jemand wohnte. Was natürlich gut war, so mussten wir nichts bezahlen.

Ich zog meine Stiefel aus und lief in mein Zimmer. In dem kleinen Raum gab es gerade genug Platz für einen Berg aus Decken auf dem Boden und eine Holzkiste mit einer Kerze darauf in der Ecke.

»Willst du mir sagen, was passiert ist?« Kassie war mir gefolgt. Sie lehnte sich an den Türrahmen und gähnte herzhaft.

»Die königlichen Wachleute haben mich verfolgt. Irgendwie müssen sie herausgefunden haben, dass ich stehle.« Ich angelte mir eines der muffig riechenden Stoffstücke und rieb mir damit die Haare trocken.

Ein »Ouh« war Kassies einzige Antwort.

Ich seufzte auf und ließ die Decke fallen. »Die Frage ist, warum suchen sie mich?«

»War Dan dabei?«

Eilig schüttelte ich den Kopf. »Nein, er ist im Gasthaus geblieben. Ich habe mich ohne ihn auf den Weg gemacht, da wir eine kleine Meinungsverschiedenheit hatten. Er gab mir einen Auftrag und ich habe abgelehnt.«

Nun wirkte Kassie schlagartig wach. »Auftrag?«

»Er ist auf der Suche nach einem magischen Buch, mit ...«

Ich musste gar nicht weitersprechen, denn Kassie hatte bereits dazwischen gerufen: »... welchem man die Zukunft sehen kann!« Erfreut klatschte sie in ihre zierlichen Hände. »Das ist aufregend!«

Ich kniff meine Augen misstrauisch zusammen. »Was weißt du über dieses Wunderbuch?«

»Es verspricht Reichtum, Macht und Freiheit.« Ihre Stimme zitterte vor Aufregung. »Die Legende besagt, dass es eine

unbekannte Stadt gegeben hat. Eine Stadt, in der Magie und Zauber der Hauptbestandteil waren. Nur stritten sich die Herrscher damals wie jetzt um Macht und Ruhm. Was sie brauchten, war eine Lösung. Ein mächtiger Mann entwarf ein Buch, mit welchem er die Zukunft sehen konnte. Dieses sollte dabei helfen, schreckliche Dinge zu verhindern. Leider brachte es genau das Gegenteil.« Sie hielt einen Moment inne, ehe sie fortfuhr: »Jeder wollte das Buch besitzen. Also beschloss der Mann, es vor den anderen zu verbergen. Er versteckte es an einem sicheren Ort. Jedoch fertigte er fünf Hinweise an, wie man dorthin gelangte. Die Pergamente mit den Hinweisen schickte er an die einflussreichsten Städte. Er erhoffte sich, dass die Herrscher zusammenarbeiten würden, um gemeinsam eine Lösung zu finden.«

Ich hob eine Hand, um sie zu unterbrechen. »Lass mich raten, das taten sie aber nicht.«

Kassie nickte eilig. »Der mächtige Mann starb, doch die Herrscher beschützten ihre Zettel und die verschlüsselten Worte darauf weiterhin. Jeder von ihnen machte sich auf die Suche nach dem Buch, nur half keinem sein einzelner Hinweis. Das war auch der Grund, warum sie irgendwann aufgaben. Die Geschichte geriet in Vergessenheit, aber nun, einige Jahrhunderte später, startet die Suche von Neuem. Zum Glück versuchen es die meisten gar nicht mehr. Sie haben aufgegeben, ohne überhaupt zu suchen. Besser für euch.«

Nachdenklich fuhr ich mir durchs Haar. Im Grunde klang diese Legende wirklich interessant, und wenn man das Buch fände, hätte man die absolute Macht. Nur was würde passieren, falls das Buch in die falschen Hände geriet?

»Was ich aber nicht verstehe, warum hat die Regierung nicht längst alle Hinweise, wenn sie das Buch ebenfalls sucht? Sie hat doch die Möglichkeiten?«

Vergnügen und Zufriedenheit blitzten in Kassies Augen auf. In diesem Punkt war sie genau wie Dan. Von der Regierung hielt sie nicht viel.

»Die Hinweise sind genauso magisch wie das Buch. Wer die Worte des Mannes lesen will, muss sie selbst finden, tauschen oder geschenkt bekommen. Man darf nicht durch Erpressung, Morden oder andere grausame Sachen versuchen, die Rätsel zu erlangen. Tut man es trotzdem, verblasst die Schrift. Darum ist die Regierung gezwungen, auf normalem Weg danach zu suchen.«

Wenigstens hatte so niemand einen Vorteil.

»Und was ist mit Stehlen?«, fragte ich zögerlich.

»Davon steht nichts drinnen. Soweit ich das beurteilen kann, muss man dafür ja wissen, wo der Hinweis ist, ihn also bereits gefunden haben.«

Ich nickte, während ihre Worte noch eine Weile in meinen Gedanken herumgeisterten.

»Und Dan möchte, dass du das Buch besorgst?«, hakte Kassie neugierig nach.

»Genau, er will das Buch, um es teuer zu verkaufen. Aber dafür müsste ich in die fünf Städte reisen. Was eine absolut schreckliche Idee ist. Ich war noch nie an einem anderen Ort.« Fröstelnd rieb ich mir die Arme. Was auch immer hinter dem Horizont lag, es bereitete mir Unbehagen.

Kassie schnalzte mit der Zunge. »Feigling«, zischte sie. »Hast du nicht gesagt, die Wachleute suchen dich? Und das Geld könnten wir echt gebrauchen.« Geistesabwesend blickte sie zu dem großen Spinnennetz in der Ecke.

»Aber der ganze Plan klingt so unausgereift.« Wütend kickte ich den Stoff auf meinen Beinen zur Seite.

»Du kennst Dan, er plant jedes Detail. Er wird wissen, was er tut. Ich würde alles dafür geben, von hier wegzukommen«, sagte Kassie leise. »Du hast die Gelegenheit, endlich mehr von der Welt zu sehen, und überlegst noch? Lass dir das nicht entgehen.«

Ich antwortete nicht, sondern starrte bloß an die Decke. Vielleicht hatte sie gar nicht so unrecht.

»Würdest du mitkommen?«, fragte ich nach einer Weile.

Zu meinem Erstaunen schüttelte sie eilig den Kopf. »O nein, ich darf meine Stelle nicht verlieren. Außerdem bin ich keine große Hilfe. Ich lese Bücher, aber ich suche nicht danach.«

»Was für eine schlechte Ausrede«, brummte ich. »Tust du mir trotzdem einen Gefallen?« Ich richtete mich etwas auf und blickte in ihre braunen Augen.

»Was brauchst du?«

»Kannst du Dan herbringen? Ich muss dringend mit ihm reden.«